

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 15 (1911)

Artikel: Regina Lob [Fortsetzung]

Autor: Federer, Heinrich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

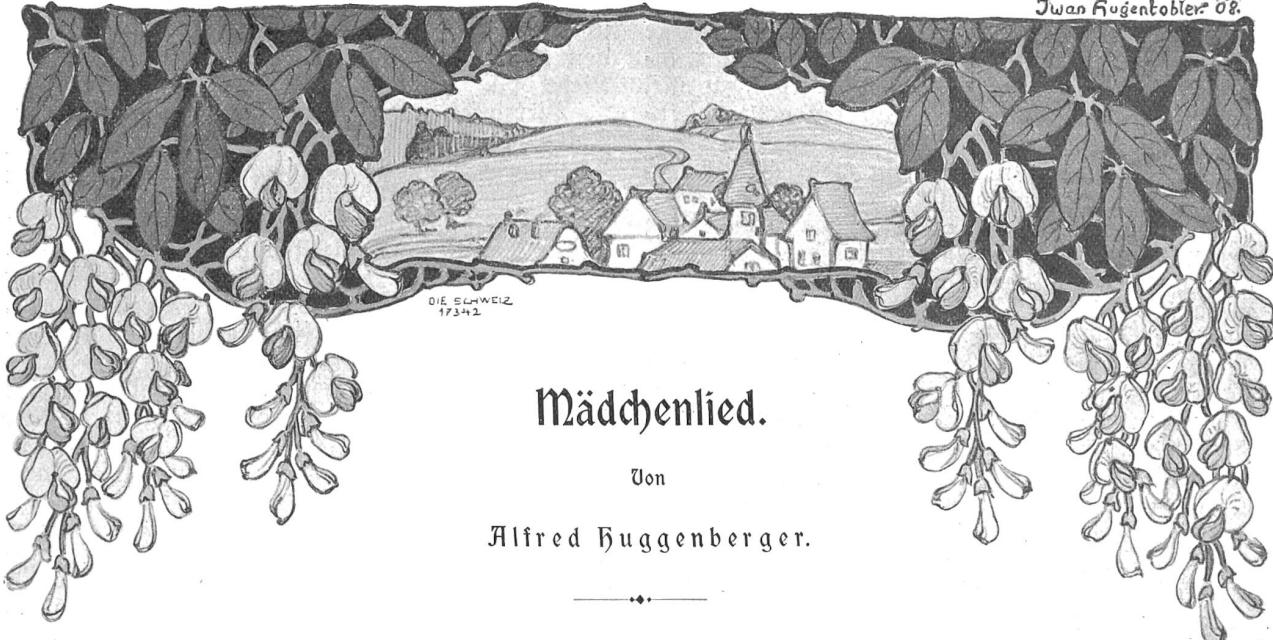
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Heut' muß ein Wunder geschehn!
Der Wald ist grün, die Mailüste gehn.
Es schläft ein seltsam Klingen im Tal,
Die Blumen raunen: Du — rat' einmal...
Und nächtens hat mich ein Traum geneckt,
Fast hätt' ich mich vor der Mutter versteckt.
Meine Mutter geht schweigend hin und her,

Als ob ich ein arges Sündenkind wär.
Mein Gärtchen gar trägt ein fremd Gesicht,
Wir möchten plaudern und kennen uns nicht.
Ich lauf' so hinein in den blauen Tag
Und lausche und zähle der Stunden Schlag —
Ei, daß jeder Baum, jedes Wässerlein wühlt:
Mich hat noch nie ein Liebster geküßt!

Regina Lob.

Aus den Papieren eines Arztes.
Roman von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung).

Auch der Brief, den ich von Pauline erhielt, zählte kaum zehn Zeilen. Er klang treuherzig, aber auch kolossal selbstsicher. Elfschen teilte kurz und wie selbstverständlich mit, daß sie das erste englische Lehrerinnenpatent erhalten habe und nun schon im Hause neben der allmächtigen Oberin ein eigenes kleines Zepter schwinge. Das ziemt sich ja auch. Aber ewig bleibe sie doch nicht auf der Insel dieser Beefsteak-Menschen. Wenn sie alles gelernt habe, was man diesen trefflichen Briten abgucken könne, dann wolle sie irgendwo in einem obstreichen Tal unseres kleinen Vaterlandes, an einem gemütlichen kleinen Gondelsee ein eigenes Töchterhaus führen und mit der prächtigen englischen Freiheit — einer Freiheit groß und frech, aber auch fast wie die Freiheit der Fische! — die liebe vielwinflige Gemütlichkeit der deutschen Stube verbinden. O, sie führe Großes im Schilde! Sie schreibe sogar an einem Buch über englisch-deutsche Erziehungsfreiheit, sie werde bald über den Kanal und alle andern irdischen Kanäle hinaus berühmt und ohne Zweifel den Professortitel von

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Oxford eher als ich meinen ordentlichen medizinischen Doktorhut erhalten...

Das war Scherz. Aber es erinnerte mich an meine Langsamkeit. Auch stimmte es mich doch ernst, daß alle diese nächsten Bekannten die Nomadenzelte ihrer Jugend verbrannten und sich in ein festes Haus und in einen soliden unverrückbaren Amtssessel verschanzten. Mein Elfschen doziert schon vom hohen Pult herab, Theodor siedelt sich bald mit seiner Gattin im alten Herrenhaus zu Ilgis an und wird ein stattlicher Ratsherr da oben in den Bergen. Auch Otto Irbel, Max Bünter, Jost Silling und andere Kameraden waren bereits besoldete Philister geworden und sagten um halb zehn Uhr im Stammlokal: „Ich muß heim — aufs Ohr! Morgen um sieben beginnt meine Arbeit!“ Selbst unser Echino Gonzal Deflores ging durch ein glanzvolles Examen sogleich in eine sehr fleißige, von Schreibmaschinen, Duplikaten und Audienzen erfüllte Advokatur, die nur dann und wann von der Verteidigung einer waghalsigen und blutigen Sache wie von einem Blitz durchfunkelt

wurde. „Ich habe mich ausgelümmelt,” sagte er einst vor der Aufführung der Maria Stuart, indem er seinen wunderbaren Pelz ablegte, zu mir, „und der böse Bube wird nun ein ganz anständiges und nützliches Glied des Staates. Ich röhre keine Karte und kein Mägdlein mehr an und besuche nur noch Tragödien!“

Das war nicht aufs Strichlein wahr, und seine heißen, rauchenden Lippen verrieten den alten Sünder; aber er spielte wirklich nicht mehr Hazard und ward auf keinem Tanzboden und in keinem anrüchigen Gäßlein mehr gesehen.

So fiel eine Säule um die andere an meinem poetischen Jugendtempel. In unserem Korps verschwanden die alten trauten Gesichter aus dem Haufen neuer frischblütiger Herrchen, die uns bei nah’ wie Gnadenbrötler und alte Brüder ansahen, denen eigentlich nur noch ein halber Sitz zu komme. Auch unser mehrjähriges unvergleichliches Präsidium, das wir seiner Veredsamkeit und Flintfüzigkeit wegen Merkur tauften, schien mein Gefühl zu teilen und legte eines Abends seine Chargen nieder. Aber wie war ich entsezt, als er auf die knabefrische Antrittsrede des neuen Präsidiums mit einer fast großväterlichen Langsamkeit antwortete und sich zugleich von der Aktivitas verabschiedete! „Kommilitonen,” sagte er, „ich gönne den Jungen die lustigen Semester; aber gönnst auch uns Alten die Pantoffel unter dem Ofen, den bezottelten Hausrock und das ideale Mittagschläfchen auf dem Sofa! Gönnt uns die Nacht, wenn wir tagüber die Arbeitsmaschine müd getreten haben. Das Schlafen ist doch das Beste! Und wir haben soviel aus der Studentenzeit nachzuholen, mehr als hundert wilde unverantwortliche Nächte. Laßt uns die Dummheiten und Flegeleien, die ihr noch golden preist, für immer ausschlafen, damit wir jeden Morgen ein bißchen füher und weiser erwachen! Laßt uns ...“

Weiter hörte ich ihn nicht an. Ich lief zur Kneipe hinaus. Das reute mich später, als ich vernahm, dem Ex-P. C. seien so viele Bierjungen angehängt worden, daß er bis weit über Mitternacht daran genug zu trinken bekam; darnach habe die hohe Corona erst noch die Lichter gelöscht und einen Totensalamander auf ihn gerieben. Aber er war wirklich vereinstot. Das überwand ich lange nicht. Also auch Merkur rupfte sich die göttlichen Schwingen von den Füßen, sekte und mästete sich auf der Philisterweide und ging im plumpen fetten Haufen unter! Die letzte Säule war gefallen. Ich schämte mich für diese Philister und schämte mich doch auch, weil ich allein noch kein Philister war. Nicht weil ich elastischer, sondern vielmehr weil ich weit schwerfälliger als alle meine Genossen war, blieb ich doch noch vier emsige und bedächtige Semester im grünen Land der Burschen.

In dieser grämlichen Zeit des Uebergangs, viel später als in allen Freundesbuden, erschien endlich eines schönen Tages auch auf meiner Schwelle jener lose, furchtbare Knabe mit dem Köcher und den herzdurchbohrenden Pfeilen. Plötzlich stand er da, flog herein, flirrte und schwirrte voll Gefährlichkeit

um mich, und bald war meine Philosophentube von den Kummerissen und Entzückungen der ersten Liebe voll.

Bierzipfel und Cerevis und Doktorhut und Totenschädel und Regina und Elschen und alle Freunde verdämmerten wie in einem tiefen fernen Nebel. Und wenn ich mich heut' recht auf jene Zeiten besinne, so scheinen mir auch diese Liebschaft mit Ursula Horat, die Hochzeit und die drei Sommerjahre der Ehe wie ein zerfließender rosiger Nebel in der Landschaft meines Lebens, während die Geschichte mit Regina Lob dahinter wie ein finsteres unverrücktes Gebirge stehen bleibt...

Aber sieh da, schon hab' ich die Gelassenheit des Erzählers verloren und unbillig vorgegriffen! Wo hab' ich nur den Faden?

Indem ich darnach tastete, wie eine greise, kürzliche Spinnerin nach den zerrissenen Enden, erinnere ich mich, daß ich ja in der Eisenbahn sitze und alle diese lieben und bösen Dinge weit hinter meinem Rücken habe. Ich hatte die Vergangenheit geträumt. Etwas war doch davon übriggeblieben, mein herziges Mimeli! Da stand es noch immer aufrecht am Fenster und las die Natur von Gesicht zu Gesicht, wie nur der allwissende Gott oben und die einfältigen Kinder hier unten das können. Was dazwischen kriecht, ist verdorben (ein ganz reiner und natürlicher Dichter vielleicht ausgenommen). Wir fuhren gewiß schon die dritte Stunde landauf. Ein magerer Schnee lag wie ein abgebrauchtes und zerlöchertes Armenhemd über der Erde. Die Bäume standen grau und leer da. An den mittäglichen Halden war der Schnee völlig zerrommert, und die nackte farblose Wiese ward bloß. Aber die Hügel trugen noch einen makellosen Winter auf ihrer Schulter. Hohe feine Nebel lasteten in der Luft und narrten die Sonne und die Menschen, indem sie sich ein wenig lüsteten, sodaß man schon einen Tropfen Licht fühlte und „Guten Tag, Frau Sonne!“ grüßen wollte. Dann verwoben sich die Wolken wieder rasch, und es dünkte uns finsterer als zuvor. Heute wird es früh nachten da unten. In Ilgis freilich, so hoch im Gebirg, haben sie jetzt sicher einen gewaltigen Sonnenschein.

Endlich hat Mimeli genug gesehen und gesonnen. Es verschläppt sich in meinen Arm, schließt die Auglein und nicht sogleich ein. Sagte ich es nicht: Wie ein Schwäblein! Ich aber spule am großen Berg der Vergangenheit weiter...

Genau an einem solchen Nachmittag, im gleichen schmužigen Hornung, auf der gleichen Schiene, bin ich vor neun Jahren nach Ilgis hinauf zur Hochzeit des Weggisser gefahren. Das war reichlich drei Semester vor der jähnen Visite Amors, also zu einer Zeit, wo ich noch ganz und gar der Freundschaft lebte und mich mit allen Tasern meines Wesens an unserer Burschenschaft fest sog, einem Epheu ähnlich, der einen starken Turm mit tausend innigen Trieben umschlingt.

Zwischen der Verlobungs- und Trauungskarte lagen nur drei Monate. Das war eine Zeit, wo Regina niemand als Theodor und Theodor niemand

als Regina und seine Bücher anschauten. Es ging ein erstaunlicher Klatsch über die Braut und ihre Eifersucht um. Er studiere in ihrem Nähzimmenchen. Sie schreibe ihm die Hefte ins Reine und frage ihn ab. Für ihre Freundinnen war sie in jenen Tagen nie zu haben. Die seltsame hizige Zärtlichkeit für meine Schwester schien sich jetzt zu aller übrigen Liebe in einer einzigen, großen Leidenschaft über Theodor zu entladen.

Baldur bestand die Prüfungen wider Erwarten fein. Es rollte wie Donner durch den Professorenring, wenn er eine Antwort gut wußte und mächtig ins Breite auslegte. Und wußte er keinen Bescheid, so warfen seine muntern blauen Augen so ungeheure Blitze ins Gesicht des Fragers und sagten so freimütig: „Na, wie kannst du mich so peinlich verhören? Ius Aelianum! Was soll das? Müßt es dir, nützt es mir? Also denn! Sei so gut und frage mich über das Ehreht und über die Folgen der Mündigkeit und über die Rechtslage, die durch eine Hochzeit geschaffen wird — das betrifft mich — und treibe keine Sottisen mit mir, du Zwerglein, sonst... Schau mich ordentlich an!“ daß die Examenherren sich wirklich ihres vielschachteligen und spitzausigen Firlefanz schämten und, von dem Prüfling unwiderstehlich angezogen, in die große, saubere Allgemeinheit hinausruderten und mit einer ihnen sonst fremden und ungeheuerlichen Einfachheit fragten: „In welchem Alter kann ein ordentlicher Schweizer heiraten? — Gut! — Was ließen sich hier für soziale Ausnahmen im sittlichen und sozialen Sinne geltend machen? — Sehr richtig! — Vielleicht sagen Sie uns noch, welchen Bestimmungen die Mitgift der Frau unterliegt? — Zutreffend, durchaus zutreffend! — Meine Herren Kollegen, ich denke, wir können schließen...“ Nun Händedruck, Gratulationen — „Ruhet Sie sich vorerst tüchtig aus!“ — und die höflich herablassende Frage des Erziehungsdirektors: „Wo gedachten Sie nun, Herr Doktor, Ihre Rostra aufzustellen?“ Und der neue, noch ungewohnte und darum so süße Ruf Herr Doktor rechts, Herr Doktor links, Herr Doktor von allen Seiten! Ein paar Tage besitzt er den Sonntagston. Später, ach später klingt er langweilig wie irgend ein werktägliches Gebimmel...“

Der junge Doktor sollte großartig in einer Kneipe von purem Schaumwein eingesegnet werden. Wir Bockianer liebten ihn alle ja noch genau wie früher. Einst wie Held Gottfried im Feld, jetzt wie Gottfried im Banne Armidens. In dieser Kneipe wollten wir alle Register am Orgelwerk unserer Freundschaft ziehen, ihn geradezu überwältigen. Er sollte stattlich bestehen kann, und er möchte immerhin seine Zärtlichkeiten dieser Frau, uns aber seine lecke Männlichkeit erhalten. Das Präsidium würde also eine seiner funkeln den Reden losbrennen, der Komitee Mock würde die Ballade vortragen: „Baldur auf Walhalla“, und man sähe, wie unser junger Doktor sein Diplom dem alten Wotan und der herben Ertha vorzeigte. Dann würde gesungen, die

Pfropfen müßten knallen, und endlich käme meine rührend löse Erfindung: der Fuchsmaior erhöbe sich nämlich mit wallendem Federbusch und schilderte den Lebenslauf unseres Weggässer von den ersten zarten Fuchsspuren bis zum regierenden Burschen, und da kämen die Füchse, einer um den andern, vor den Gesieterten und legten ihm auf silbernen Platten, genau im Takt der prächtigen Lebensskizze, alle seligen Erinnerungen in Natura vor, so seine erste Studentenmühe, die in meinem Kasten lag, mein berühmtes Tintengeschirr, aus dem wir zusammen die ersten falschen Imperfekta und Perfekta geklest, aber auch den ersten Liebesbrief zusammengeschustert hatten, dann die erste quittierte Rechnung wegen zertrümmerter Straßenlaternen und erschossener Kanzen, jetzt das verschwitzte Stenogramm seiner ersten verunglückten Pauke — denn er konnte wundervoll plaudern, aber keine Rede halten — jetzt das Rasiermesser und die Bartsalbe, die er erstmals gebraucht, weiter zwei Hosentröpfchen, die er im siegreichen Hosentröpfchen mit drei Polizisten verloren hatte und die wir wie die Reliquien eines Helden in der Schatzkammer des Vereinshauses aufbewahrten. Zuletzt — natürlich von Gonzal Deflores aufgesetzt — käme ein ellenlanges Verzeichnis der breiten und schmalen Weiblichkeit, denen er mit mehr oder minder Getöse den Hof gemacht. Mitten drin in der Papiereschlange läge ein feines, uraltes Körblein, von dem Echino versichert, es sei von den Sklavinnen ihrer Plantage auf Cuba geflochten worden. Dieses boshafte Ding stellte den einzigen Fall dar, wo Baldur von einem Mädchen großartig abgefertigt worden war, man denke, von Echinos Schwester Christina, die so stolz und schön wie der Bruder, aber so ernst wie er löse war...“

So müßten alle diese drolligen und doch ergrifenden Kleinigkeiten vor ihm gestellt werden und er sollte sehen, was das für ein tüchtiges Leben war und wie grob er sündigte, wenn er ihm für immer den Rücken fehrte. Ja, er müßte im Angesicht der vielen soliden Zeugen geloben, die Bockianer jeden Oktober, wenn der Sauser aus den Fässern singt, in sein Bergdorf zu einem gastlichen Nachmittag zu laden. Und erst, wenn der Schwur in die Hand des P. C. geleistet, würde unser kleines Fuchsenorchester aufrücken, wo Bursche Gonzal mit seiner süßesten Primgeige regiert und jedem, der eine Note fehlt, mit seinem Herrenschuh einen Tritt versetzt. Aber das merken nur die armen Füchse, und wir andern bekämen Theodors Lieblingsstück zu hören: den Krönungsmarsch aus dem Propheten.

Und das Schönste: den ganzen Abend keine Silbe von der Zigeunerin!

Als ich mit zwei Hornfüchsen im vollen Wuchs Baldur abholen wollte, hieß es, wir müßten ihn bei Lobs suchen. Gut, also dorthin, wenn schon flopfenden Herzens! Da saß er im Salon, seine Riesentatzen mit Reginens langen Händen verknüpft, und lachte uns wie aus einer Verzauberung an. Godefredo bei Armida! .

Wir brachten unsere Einladung vor. Sie rührte ihn. Aber Regina warf uns ungute Blicke zu.

„Das ist schade,“ sagte sie mit ihrer tiefen Altstimme, „ich wollte diesen Abend am liebsten dich hier still und allein haben, Thedi“ — ich sah wohl, wie sie dabei sein Handgelenk fester preßte — „Diese Stürmer haben dich doch lange genug gehabt! Soll denn eine Braut weit hinter dem Flaus kommen?“

„Bah, bah!“ scherzte Theodor und fußte ihre Hand.

„Sie irren sich wohl, Fräulein Lob,“ sagte ich höflich und zum ersten Mal das kühle Sie gebrauchend, „auch wir Bockianer glauben, die Braut gehe allem voran. Es handelt sich hier doch auch nicht um das. Wir folgen nur der alten, ehrenwerten Körpsitte, daß ein neuer Doktor an seinem großen Tag in unserem Kreis gefeiert wird. Nachher“ — ich verneigte mich mit leisem Spott — „nachher gehört er Ihnen ohne Pause!“

„Wie gütig!“ spann sie im gleichen spöttischen Ton fort, wurde aber dabei unter dem feinen, schwärzlichen Flaum ihrer Wangen womöglich noch härter und dunkler in ihrer Bronze. „Aber könnten wir, sehr verehrte Herren, denn nicht den Abend gemeinsam genießen? Ja, ich lade Sie gleich ein, die ganze Corona hicherzubringen. Sie dürfen hier poltern und die Schläger schmeißen wie im Stamm, und ich will auch alle unsere gemeinsamen Damen herbestellen... Wie? Wollen Sie?“

Ich schnitt unwillkürlich ein höchst verlegenes Gesicht. Das war so nicht mehr das gleiche Fest. Heut' abend konnten wir keine Jungfern und dieses Bronzefräulein schon gar nicht brauchen. Heut' müssten wir unter uns sein, nur Burschenhosen, Burschengeister, Burschenherzen!

„Ich verzichte auf meinen Spinnabend mit dir!“ lachte Regina wie aus einer Erzglocke heraus und drückte Baldur noch inniger an sich. „Aber nun sollen auch deine Freunde eine kleine Gnade gewähren!“

„Fräulein Lob,“ sagte ich endlich bedrückt, „Ihre Einladung ist großartig und macht Ihrem bokianischen Herzen alle Ehre... Aber es bleibt doch immer ein großer Unterschied zwischen einer Stammkneipe und einem — Gesellschaftsabend — oder Familienfest oder wie ich es nenne. Dürfen wir morgen, übermorgen kommen und Ihre Gastlichkeit genießen? Der heutige Abend ist vergeben, alles ist vorbereitet, Baldur muß kommen!“

„Muß?“ läutete die Altglocke heftig. „Du mußt wirklich? Ist das die sogenannte Burschenfreiheit?“ Sie lehnte sich fest an ihren Geliebten.

Baldur fühlte sich zwischen uns Streitern wohl, wie ein schöner Rater an der Sonne, den eine Hand rechts und eine links streichelt, weil ihn alle so lieb haben. Macht das unter euch aus, und wer Meister wird, dem schenkt ich den Abend, dachte er bei sich.

„Gewiß, Fräulein, das ist Burschenfreiheit,“ versetzte ich spitziger, als mir selber lieb war, „von der schönsten der schönen Zauberinnen sich jeden Augenblick losmachen und sagen können: Frei ist der Bursch! Ich geh' ins Stamm...“

„Bravo, bravo!“ lachte Regina und klatschte in die langen braunen Hände. „Sie sind immer noch jener Dichter, der Mediziner werden will...“

„Ich verdanke das Kompliment pflichtschuldig, schöne Regina Lob; aber hieher bin ich weder als Poet, noch als Mediziner, sondern wirklich nur als Busenfreund meines Baldur gekommen!“

„Busenfreund!“ Ich sah, wie sie aufzuckte und ihre Aufregung nicht anders verbergen konnte, als indem sie der Dienerin die Platte mit Wein und Backwerk abnahm und uns zu servieren begann... Freund! Das war das verhaftete Wort! Keine Freunde sollte es mehr für ihren Baldur geben, nur das Weib, das untrembare Ehemal! Freund! Was lag doch Bitteres und Eifersüchtiges für eine Braut in diesem Wort! Eine Nacht voll stürmischer Kameradschaft — Baldur in unsern Armen — trinkend aus unsern Gläsern — schwärzend von den alten Seligkeiten, wo sie noch nichts in seinem Dasein bedeutete — und, weiß Gott, in der Begeisterung des Abschieds auf die Lippen gefüßt, hier von einem Milchgesicht, dort von einem bärtingen Leibburschen, auf die Lippen, die doch nur ihr gehörten!

Ihre Bronze wurde noch finsterer, ihre Augen schräger, so recht zigeunerisch; sie zitterte beim Einschenken des Weines und verschüttete davon in der Angst, sie könnte sich nicht schnell genug wieder neben Theodor setzen. Ich sah, wie sie auf die Stühle acht gab und es so einrichtete, daß der schmächtige, mädchenhafte Fuchs Bio zwischen mich und Theodor zu sitzen kam; aber damit auch dieser bildhübsche Junge nicht zu nahe rücke, hatte sie das Rauchlein eingestellt, während sie die andere Seite hart neben Baldur belegte. Und ich sah, wie sie daraufhielt, daß unser Freund zuerst und zuletzt mit ihr anstoße. Und noch viele solche Kleinigkeiten erwischte ich. Keinem andern fielen sie auf als mir, weil auch ich in den kindischen Zeiten der Freundschaft und der Bruderliebe an so unsinniger Eifersucht gelitten hatte. Eigentlich waren Regina und ich einander immer sehr ähnlich gewesen. Denn ich fühlte wohl, wollte ich aufrichtig sein, daß ich gerade so wenig als die Jungfer neben einer ernsten Liebe noch mitschmarotende Freunde duldet. Aber zurzeit war ja mein Herz ganz frei. Und so gab ich mir keine Rechenschaft darüber, sondern hielt Regina für eine häßliche, engherzige Tyrammin.

Sie fragte mich, wie es meiner Schwester gehe, und erwiderte auf meine guten Ausküste höflich und ganz äußerlich: „So! Die macht sich! Die sehen wir nicht wieder!“ War also alles Taubenschnäbeln mit Elfschen Theater gewesen, um mich zu quälen? Oder wenn es etwas galt, war es dann nicht wie eine faulenhafte Sinnlichkeit verschlogen, sobald man nicht mehr streicheln und schlecken konnte, und war nun ganz und gar auf diesen einen flotten Rater übergegangen, den sie so fest am Pelz hielt? Das Blut schäumte mir bis in den Wirbel vor Hass und Wildheit gegen diese dunkelgefleckte Räzin. Unleidlich wurde mir in dieser



DIE SWAWEI Z.
17887

Unter Blütenbäumen.

Each photographischer Aufnahme von Ph. & C. Lint, Zürich.

Stube! Meine Füchse jedoch ließen es sich wohl sein, tranken und knackten Mandeln auf und ließen sich von Regina mit Schmeichelen über ihre frische Jugend und muntere Schniedigkeit wie Narren einschmieren. Sie liebten diesen roten süßen Wein wie alle zarten Füchslein und tranken tapfer jedem Sprüchlein zu. Und sie fingen an, mich unter dem Tisch mit den Stiefel spitzen zu stupfen und mir bittende Blicke zuzuwerfen, daß man doch diesem schönen lieben Fräulein nachgebe und abends hierher komme, wieder zu so blutigem Wein, zu so süßen Mandeln und zu so bezaubernden Komplimenten.

Regina beachtete mich nun nicht mehr. Sie plauderte nur noch mit den Füchsen und hielt sich dabei wie zum Schirm an Theodor. Oder nein, es war eher wie das Umwinden einer Schlange zu schauen. Und als sie ihn fest genug umschlungen und von ihrer Wärme erfüllt glaubte, sagte sie gelassen: „Nun, Thedi, was meinst denn eigentlich du? Um dich streiten wir ja. Sollen die Herren Bockianer nicht zu uns kommen? Alle miteinander?“

„Mich dünkt es hier prächtig,“ antwortete Baldur ausweichend und blähte sich vor Behagen. „Und,“ fügte er etwas zögernd bei, da er meine ängstlichen Augen traf, „auch bei euch gäbe es einen stattlichen Hof, wie immer. Es ist fürwahr schwer,“ stotterte er voll Spaß weiter, „daß ich nicht wie unser Herrgott an zwei Orten zugleich gefeiert werden kann... Ich weiß wohl, was ich euch schuldig bin,“ sagte er uns Bockianern, „und es wäre eigentlich wohl...“ — Er spürte einen so bebenden, bangen Armdruck Reginens, daß er nicht weiter in der gefährlichen Bockrichtung steuerte — „Und was ich dir gar erst schulde, weiß ich auch,“ schloß er zu Reginen. Wir aber wußten jetzt nicht mehr als am Anfang.

„Wie einfach also,“ redete sie ein; „wenn das eine schön und das andere gut ist, so packt man doch am besten beides!“ Sie sah uns mit sehr sicherer Miene an; aber ich hatte nicht überhört, wie ein leises Zittern durch die Glocke ging wie eine Angst, daß ihr Schatz am Ende doch noch schwankend und schwach würde.

„Könnten wir denn nicht,“ warf jetzt der jüngere, mägdliche Hornfuchs lispelnd ein und blickte dabei schüchtern zwischen unsren Gesichtern vorbei, „den liebenswürdigen Vorschlag der Dame im Stamm vorbringen? Ich glaube, viele...“

„Das geht nicht, das verstößt gegen alle Korpsgesetze,“ schnitt ich scharf ab.

„Gesetze! Nun sind Sie gar Jurist! Bitte, lieber Walter, Sie spielen ja alle Fakultäten durcheinander! Nur was Sie einer alten Kinderbekanntschaft schuldig sind, vergessen Sie beharrlich! Sie...“

„Wir könnten wohl,“ rief der Fuchs schon viel dreister, „die Musik und die Gedichte und die andern Überraschungen hieherbringen und...“

„O das wäre kostlich, ja, das müssen Sie, das müssen Sie!“ lachte Regina und fasste die feinen Finger des Füchslein Zio in ihre langen Hände,

wie zum Danke. „Sie sind ein goldener Fuchs, ein scharmanter Fuchs, Sie werden bald Fuchsmaior sein... Nun, Walter, da gibt es gar keinen Ausweg mehr!“

Sie erhob sich straff und ernst. Das war das Zeichen, daß wir fertig wären.

„Gut, Fräulein Lob, wir wollen es vorbringen,“ versprach ich tonlos und in der Stimmung, zuerst den Hornfuchs niederzuwürgen und dann alle Weiber samt und sonders zum Teufel zu jagen.

„Also ein Fest, ein richtiges Fest werden wir zusammen feiern,“ sagte Regina zu Theodor. „Nun sei so gut, Walter, und bringe deine Flöte mit, und ich will sorgen, daß für Gonzal eine würdige Geige bereit ist. Dann spielt ihr meine Lieblingsmelodie, nicht wahr, du tuft es?“ Und sich in ihrer großen, schlanken Zigeunerhaftigkeit auf- und abwiegend, summte sie leis und glockentief: „La donna è mobile...“

Dann reichte sie mir heiter die Hand, und mit jenem alten, unbeschreiblichen Blick des Triumphes, mit dem sie einst Gonzal fortgetrieben hatte, begleitete sie mich zur Türe hinaus. Ich erkannte diesen Blick sogleich wieder. Und ich wagte auf der Straße nicht zurückzublicken. Denn mir war, ich würde diesen Blick ertappen, wie er sich hinter mir wie eine Schlange nachringelt.

Im Bock rüstete man wütend ab. Reginens Vorschlag empfanden alle Burschen als eine Ohrenfeige. Über Baldur wurde für ein Jahr Bier verschiß verhängt, und dem dreisten Füchslein Zio hingte man zur Strafe für seine eigenmächtige und weichliche Politik das Burschenband zwei Semester höher. Endlich strich man auf meinen rachsüchtigen Antrag Fräulein Lob aus der Tafel der Ehrendamen. Gonzal war frech genug, diesen Beschuß der Jungfer auf eine geistreiche und boshaftie Weise mitzuteilen. Er sandte ihr nämlich die Flötentitur des „La donna è mobile“. Aber statt des üblichen Textes stand unter den Noten nur: „O wie betrügerisch sind schöne Knaben — da sie ihr Mägdelein — lebend begraben!“ Regina verstand den bösen Sinn lange nicht. Dann steckte sie das Papier ein. Von dieser Schmach sollte Theodor nichts erfahren, bis sie verheiratet und fessenfest droben auf Ilgis thronte. Aber dann — Gonzal und Walter!

Meine Genossen gaben Baldur jetzt auf. Ich aber wollte ihn nun erst recht nicht loslassen. Und auch die Hexe wollte ich noch einmal tüchtig in die Käzenseele treffen. So beschloß ich, an der Trauung teilzunehmen.

Was hab' ich da gesagt? Käzenseele? Stimmt das Wort noch? Dieses Mädchen besaß doch auch Treue. Es liebt Theodor standhaft, es wird nie von ihm lassen. Aber sind denn nicht alle Käzen so? Für eines lassen sie das Leben, und alle andern zertrümmern sie. Ich gehörte zu den Zertrümmerten, die ganze Bockia gehörte dazu. Das heischte Rache.

Aber die Zeit mäßigte meine Gefühle. Der Totenschädel mit seiner ungeheuren Ruhe kam dazwischen, dieser ausgebrannte Krater, und ließ mich nach und nach fühler werden. Besonders

eines Tages, als ich an einer mächtigen Schale sozusagen die heißen Windungen des Gehirns nachzufühlen suchte, schien es mir, als spräche mich der Geist aus diesem lehmigen Knochen an: „Was hast du doch nur für heiße Finger! Ruhe, Freund, Ruhe!“

„Du hast gut reden,“ erwiderte ich.

„Bleib' warm, aber ruhig! Hitze frommt nichts. Das weiß ich!“

„Was ist der Mensch ohne Hitze?“ redete ich ein.

„Gesund!“

Ich stützte. „Gesund? Ach, so reden die Toten in ihrer Kühle!“

„Du brauchst nicht erst zu sterben,“ sprach es weiter, als hätte es meine Gedanken gelesen; „das merkt du auf deinen warmen zwei Beinen oft genug! Nichts ist dümmer als Hitze!“

„Was heißtest du denn Hitze?“

„Den Zorn und den Streit, die Gier und den Rausch...“

„Das wird ein langes Gebet,“ wollte ich späßen.

„Den Argwohn und die Eifersucht, die stille, beharrliche Bosheit und die Nachsucht; rechne dazu das ewige Fürsichnehmen und Fürsichbehalten, was andern gehört...“

„Nun wird es eine richtige Predigt! Aber du hättest sie selber profitieren sollen!“

„Ich habe nie einen Schädel in der Hand gehabt!“ kam es ernst zurück.

Das erschütterte mich. Ich wußte nichts zu sagen.

„Nun aber weiß ich, Welch' ein Narr man mit allen seinen Hitzen ist! Du merk' es früher! Sieh doch: eine Hitze löst die andere und lacht sie aus! Sagt dir das nicht genug?“

„Wie meinst du das?“

„Zuerst liegst du im Schoß der Mutter oder einer Schwester, die wie eine Mutter ist, und willst nicht mehr vom Leben. Aber dann springst du einmal doch von ihren Knieen zum Freund, und eine gescheite Mutter versteht das und grämt sich nicht. Und dann kommt das Weib, und du läßt auch den besten Freund stehen... Und ein gescheiter Kamerad lacht darüber.“

„Du hast wohl recht,“ dachte ich zaudernd, „er sollte darüber lachen!“

„Und dann kommt der Beruf, die Arbeit, das große Volk, kurz, die Maschine des Lebens. Und das Weib steht hinter dem Vorhang und sieht dem Mann verstoßen nach, wie er in alle diese Philisterei springt — jeden Tag! — und sie fast immer allein läßt. Aber dann ist sie auch so eine dumme hitzige! Sie sollte lachen! Daß sie nicht gescheiter ist und sieht, wie alle Kerzen hintereinander brennen und erloschen müssen: Mutter und Schwester und Freund und Schatz und das Weib und sogar auch dieses große Unschlitt der Philisterei! Denn am Ende — schau mich an! — kommt der Tod und löst diese letzte Hitze aus... Also, Mann mit den heißen Fingern, sei gescheit, das heißtt, sei kühl!“

Ich legte den Schädel ehrbietig ins Glasgehäuse zurück, lüftete die Mütze vor ihm wie vor dem

besten Professor und ging, wie ich glaube, viel gescheiter und viel kühler auf die Straße hinaus.

In der Tat, dachte ich, jetzt ist die Reihe nicht mehr an mir, jetzt ist es am Weib und hernach — rechnete ich schon wieder mit der alten irdischen Verderbtheit weiter — hernach an der prosaischen Philisterwelt — dann gute Nacht, Regina!

* * *

Bald darnach kam die Einladung zur Hochzeit. Aber nicht als Trauzeuge, wie Theodor mir tausendmal versprochen hatte, sondern nur als einer der vielen Gäste war ich geladen. Das hatte Regina auf dem Gewissen!

Reiner von den Burschen wollte mitkommen. Da lief ich zuletzt zu Echino. Vielleicht daß er aus purer Schelmerei mitreiste.

Durch das große Defloreshaus ging etwas wie ein heiterer Wind. Gonzal wandelte durch sein Zimmer auf und ab, indem er dazu prachtvoll auf seiner Geige phantasierte. Er schüttelte seinen blauschwarzen Scheitel. Stille sein! hieß das. Ich setzte mich an den Tisch, wo er ein Glas Madeira und eine Platte mit Rosinenküchen stehen hatte, und harrte zuerst ungeduldig, bis es ihm beliebe, das Spiel abzubrechen. Ich wunderte mich, wie er eine Schnitte auf dem Teller so fein zerstückelt hatte, als ob man damit ein zahnloses Mündchen speisen wollte. Er liebte die Kleinen. Wartete er vielleicht auf eines?

Sehr bald ergriff mich seine prachtvolle Mußt. Es ging der gleiche helle, lustige Wind durch ihre Noten. Wie Sieg klang es. Ein Geschwirr und Gefunkel von glatten Degen. Dann flog es wie Hoch und Hurra in die Höhe. Nun ein schwereres, dunkles Andante, aber staccato, wie ein Gericht und wie die harten Säze des Urteils. Jetzt ein Adagio, flehendfein wie von Kindern, und dazwischen schluchzte wahrhaftig die Unterstimme eines Weibes. Aber rasch schnitten kalte, barsche Rufe der Mittelsaita diese röhrende Stelle ab, und drei, vier mächtige Alfordstriche sagten gleichsam: So ist es, und so bleibt es! Und über alles das hinab schüttete jemand mit Richern und Wizeln und Auslachen seine schadenfrohe Seele aus. Si—ri—ri—ri—ri—ri—dsim! Fertig!

Das Spiel beängstigte mich seltsam. Ich hatte vergessen, warum ich dasaß, und erwachte erst durch einen scharfen Schlag mit dem Fiedelbogen auf den Kopf.

„Was hab' ich gespielt, lieber Dichter?“ fragte Echino mit eigentümlicher Freude. Seine Riesenäugen schillerten in allen Farben der Bosheit.

Da schoß es mir wie ein Blitz durch den Sinn. „Ihr habt den Prozeß gewonnen!“

Den Deflores war im letzten Streitjahr der Direktor ihrer großen Tabakfabrik vor der Stadt erschossen worden. Der Prozeß beschäftigte die ganze Stadt.

„Erraten! Gratuliere mir!“ — Gonzal streckte mir lustig seine weiße feine Hand entgegen — „Soeben ist die Depesche eingetroffen. Morgen liest man es in den Zeitungen... Bitte nimm, nimm!“ Er bot mir Wein aus seinem Glase an. Dann zer-

stückte er den Ruchen noch kleiner und schlechte davon und sog mit tiefem Genuss aus dem Kelchlein.

„Wie lautet der Spruch?“

„Die Angreifer beim Streik erhalten unterschiedliches Zuchthaus — sechs Monate — ein Jahr, und so weiter, aber der Mörder Ignaz Ahrt lebenslanges Gefängnis!“

„Der Arme!“ seufzte ich aufrichtig.

„Wie schade, daß bei euch nicht mehr gehemt werden darf! Er hätte den Streik verdient. Wahrhaft, bei uns wäre ihm die Carotte an den Hals...“

„Gonzal, du hast wieder einen deiner Anfälle,“ spottete ich.

„Was mich freut... so ist doch!“ — er schob mir ein winziges Stücklein Torte an der Messerspitze in den Mund — „ist etwas, was keine Zeitung erzählen darf: ich bin an diesem ewigen Gefängnis allein schuld!“

„Nun prahlst du auch noch!“

„Man hat sich über unsern Unwalt Behm gewundert. Er ist kein Salomon. Aber das wollte ich. Mir war er mehr als Solon und Lysias und Cicero zusammen. Er hat ein Gedächtnis wie von Eisen und deflamiert wie ein Gott. Man muß ihm nur den Spiritus einflößen und dann...“

„Schneide mir nichts auf, bitte!“

„Du weißt doch, daß ich im Aussatz immer recht ordentlich war...“

Ich nickte. Er war ein Spanier, aber im Deutschen darum doch weitauß der erste in der Klasse gewesen.

„Nun also, merfst du noch nichts? Ich, ich habe alle Reden unseres Anwaltes gemacht, die schönen Exordia und die Argumente und den heiligen Schluß. Jeder Witz war von mir. Mit Witz haben wir den Gegner eigentlich totgeschlagen. Er war zu feierlich und schwer. Während wir mit einem leichten Taschenrevolver schossen, kämpfte er immer noch mit Hellebarden. Das machte ihn lächerlich. Und da ich nun die Chancen so fein sah, setzte ich statt zehn Jahre lebenslänglich in den Strafantrag Behms. Er wollte nicht. Aber er mußte. Wir zahlen ihn ja doch.“

„Du bist ein Sohn Satans,“ sagte ich mit wahrem Grauen.

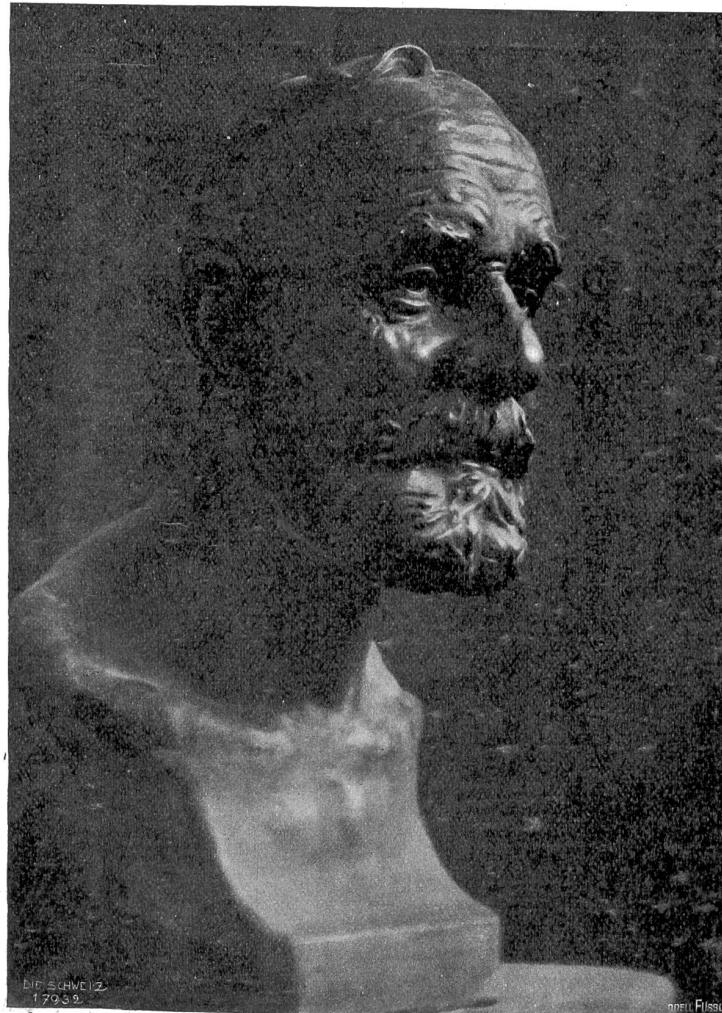
„Danke! Das Gericht kam zum Aufgenschlag in die Fabrik. Stelle dir vor, wie ergreifend ich den Herren die Szene schilderte, als Ignaz unsern armen Manuel niederschoß — im Hunger und in der Verzweiflung, das weiß ich; aber das sagt man doch nicht! Ich zeigte den Richtern die Kinder des Toten, drei Knaben, die alle noch Röcke tragen — daß Ignaz acht Bälge daheim zu füttern hat, lag nicht im Programm! — Gläserben, Tuchsezen und Blutflecken, alles mußten sie ganz nahe anschauen und beschütteln, bis sie müd und gereizt

waren. Dann bot ich ihnen von den fränkigen Zigarren dort und von diesem Tropfen, und ich weiß ja nicht — die feusche Frau mit den verbundenen Augen in Ehren! — aber die Richter haben für lebenslänglich entschieden.“

Ich stand vor Empörung auf. Ich konnte nichts Grausames hören noch sehen.

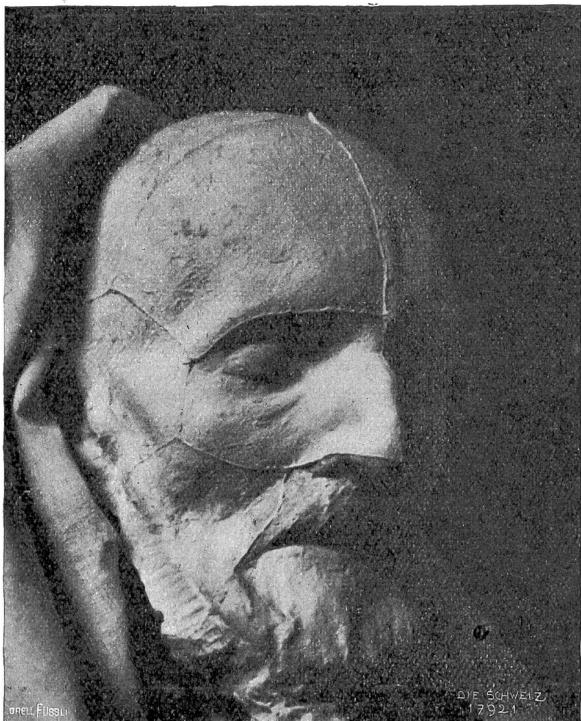
„Beruhige dich, Lieber, die Zigarren und der Madeira hätten gewiß nicht gereicht. Aber da las ich vom Aufstand in Berlin, von den Desertoren in Paris — alles solche Fabrikler und Rote! — und das gab mir einen flotten Schluß, etwa: „Meine Herren, Sie werden fortan nichts als Revolutionen haben, zuerst gegen die Fabrikanten, dann gegen die Regierungen, dann gegen alle Ordnung, vorab gegen das, was die Schufte allein noch fürchten, gegen das Militär, das Vaterland! Beim Eid, das hat gezündet wie ein Blitz! Du weißt, nur nichts gegen Säbel und Räppi der eidgenössischen Soldaten! Und so hockt der Kerl nun sein Lebtag im Loch. Wohl bekomms!“

Gonzal sog ein neues Schlücklein und bot auch mir. Ich nippte nur. Mir war, ich trinke aus einem Glas, woraus soeben noch eine Giftschlange geledert



Fritz Büf, Luzern.

Carl Spitteler.



Frisch Gus, Luzern.

Totenmaske von Arnold Ott.

hätte. Nein, mit diesem Menschen möchte ich nicht an eine Hochzeit gehen. Ich wollte Reginen ein kleines Fegefeuer bereiten; Gonzo aber trüge die lebendige Hölle mit sich. Mich erfreute vor dieser teuflischen Rachsucht gegen einen vor Elend halb wahnlosen Mörder. Damals wußte ich noch nicht, daß jenes tapfere Mädchen, das vor Jahren den hochmütigen Buben mit einem Kübel voll Wasser abgewehrt hatte, die Tochter gerade dieses Ignaz Mart gewesen

war. Sonst wäre ich wohl vor Abscheu aus dem Zimmer gesprungen. Aber ich wollte nichts mehr hören und stellte mich daher, als ob mich eigentlich die ganze Geschichte langweile. Gonzo ging auf den Leim.

„Was hast du eigentlich wollen?“ fragte er geselliger.

„Nichts als eine von deinen feinen Zigarren,“ log ich. „Ich ging gerade am Haus vorbei und hörte deine Geige und sang so einen cubanischen Duft auf, und da...“

„Nimm!“ Er leerte das ganze Etui vor mir aus.

Ich dankte mit Mühe und erhob mich. Um nur etwas zu sagen, fragte ich: „Bitte, warum machst du da auf dem Teller so kleine Stücklein wie für ein Hühnchen, du, mit deinen Raubtierzähnen?“

„Ah,“ sagte er ohne Erröten, „da ist jetzt jemand an einem Zwetschgenstein gestorben!“

„Aber, das ist doch Rosinchentorte...“

„Schon! Aber wie leicht könnte so ein Haar vom Mehlbesen oder so ein verfluchter kleiner Träger hineingekommen sein! Ich will nicht an einer solchen Dummheit ersticken. Leben, leben wollen wir,“ jauchzte er, die Arme ausstreckend; „das Leben ist nun erst recht schön!“

Der Feigling! Ganz angewidert ging ich hinaus. Und dieser sorgliche, feige Schlecker würde wahrhaft keine Sekunde zaudern, seinen Feind mit dem Halsseisen abzuwürgen! Wie gemein, wie widernatürlich, wie memmenhaft macht doch die Rachsucht! Neben diesem Gonzo was ist doch die Regina für eine Königin! Ich schleuderte die Zigarren, von denen jedes Stück einen schweren Franken kostete, in die nächste offene Kloake. Der gemeinste Stumpen war mir hundertmal lieber.

„Auf, nach Ilgis!“ sagte ich, und die letzte Spur von Rache schien mit den Zigarren in dem häßlichen Loch verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Heiris bedeutsame Wanderschaft.

Novelle von Rudolf Trabold, Straßburg.

Nachdruck verboten.

IV.

Heiri weckte ein brennender Durst. Der Frost hatte sich in ein Fieber verwandelt. Ihm schien, seine Kleider dampfen. Er zog den Rock aus; aber dann fror ihn, drum zog er ihn wieder an. So schlief er nochmals ein.

Wirre Träume ängstigten sein Herz, der Puls flog nur so. Bald meinte er daheim zu sein, bald im Heuschober mit dem Walzbruder. Es kam ihm vor, der Wagner wolle ihn bestehlen, er wehrte sich verzweifelt, erwachte darob. Er lechzte; die Zunge brannte ihm im Munde. Wenn er nur ein wenig Wasser bekommen könnte... Ah, er erstickte fast unter dem Dache, er fand keine Luft! Und der fürchterliche Durst! Er mußte Wasser suchen, mußte hinunter; unmöglich hielt er es länger hier oben aus!

Auf dem Bauche kroch er in der absoluten Finsternis, stieß bald hier an einen Balken, bald dort an einen Pfosten, aber fand doch die Leiter, krabbelte langsam,

Sprosse um Sprosse, hinunter. Nun suchte er den Wasserzuber; das war jedoch eine schwere Sache.

Ein matter Lichtschimmer leitete ihn zur Stubentür, ohne daß er wußte, in welchem Teile der Küche er sich eigentlich befand; denn in seinem Kopfe ging alles wirr. Er glaubte am Ausgang zu sein, der vors Haus führte. Indem er einen schnellen Schritt tun wollte, stolperte er über den Tritt und schlug mit Kopf und Schulter so wuchtig an die Türe, daß sie krachend aufflog. Als Heiri sich aufrichtete, stand er in der Stube der Alten. Diese war aus dem Bett gesprungen und schrie, so laut sie konnte:

„Mordio! Heiliger Antoni, hilf! Mordio! Man will mich berauben, will mich töten!“

Auf dem Tisch glomm die kleine Flamme des Oellichts; Heiri sah, wie die Alte etwas im Bett verbarg. Aber alles ging so rasch, die Gedanken kreisten ihm so wirr durch das Gehirn, daß er gar nicht wußte,